

№ 31. 1896.

Der Enterbte.

Roman von **Paul Blumenreich.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Das ist ja großartig," rief Harry in das leere Zimmer hinein, und er machte einen Luftsprung. „Jetzt habe ich ja freies Spiel!"

Zwar enthielt der Brief, ganz wie er angenommen hatte, im Uebrigen nichts als weise Lehren, gute Rathschläge vom Solidesein, vom Sichaussöhnen mit dem Vetter, vom Verlassen des bisherigen irrigen Lebenswandels und dergleichen mehr. Der gräßliche Duckmäuser hatte richtig seine gute „Alte" angesteckt.

Aber das hatte nichts zu bedeuten. Wenn nur Alles so war, wie die Mutter schrieb!

Aber wirklich, am folgenden Tage war Heinz abgereist. Niemand wußte wohin.

Harry eilte spornstreichs zu seiner Mutter: „Hurrah, Mama," begrüßte er sie jubelnd, „das ist ja prächtig, das wird ein lustiges Leben werden! Vor Allem aber, wann bekommst Du Geld? Du mußt nur nicht glauben, daß ich nicht Schulden hätte. Sehr viel Schulden!

Das v. Sieberer'sche Waisenhaus in Innsbruck. (S. 246)

Wirst einen schönen Schreck kriegen, wenn Du den Berg Rechnungen siehst! Also laß doch einmal hören: wie hat sich denn die ganze Sache zugetragen?"

Charlotte war schmerzlich betroffen von dem Ton, den ihr Sohn heute wieder anschlug; andererseits aber übte Harry einen ganz eigenthümlichen, unwiderstehlichen Zauber auf seine Mutter aus. Mochte sie ihm noch so ernsthaft, ja drohend gegenübertreten, immer wieder gewann er sehr schnell die Herrschaft über sie. Niemals noch hatte sie diesem Kinde widerstehen können, auch nicht in seiner frühesten Jugend. Und sie gab Geld mit vollen Händen her, sie brauchte ja nur anzuweisen.

Triumphirend eilte Harry zu Frau v. Marlow. Er überraschte sie im Zusammensein mit Ottbert, kam aber dennoch nicht ganz unwillkommen. Denn die schwärmerische Liebe des jungen Grafen begann Frau v. Marlow schon zu langweilen. Vor der Welt, ja, da war die Sache sehr hübsch, aber wenn Niemand Zeuge seiner Huldigungen war, konnte man ihrer bald überdrüssig werden.

Es war überhaupt abgeschmackt, so viel von Liebe zu sprechen! Derlei beweist man in irgend einer Form — man ruinirt sich für seine Geliebte, aber man schwärmt sie nicht unaufhörlich an. Derlei ist nicht „chic"!

So war Frau v. Marlow gar nicht ungehalten darüber, daß Harry indiskret dazwischen kam, um das gar zu idyllische Schäferstündchen zu unterbrechen.

Er entschuldigte sich umständlich, wie das sonst gar nicht seine Art war. Er wolle Frau v. Marlow nur den Vorschlag machen, mit ihm gemeinschaftlich eine große Jagd in Rothhausen zu veranstalten. Es sollten Einladungen an alle Welt ergehen.... Ob sie ihm helfen wolle, die Liste festzustellen?

Sie machte große Augen, hörte ihm mit wachsendem Erstaunen zu. Wie kam er dazu, nach Rothhausen einzuladen?

Und sie sagte in ihrem gewöhnlichen Tone: „Sie machen schlechte Späße, lieber Baron..."

„Ganz und gar nicht," versicherte er ernsthaft, daß nun auch Ottbert aufmerksam wurde; „wollen wir nicht gleich daran gehen, das Programm zu entwerfen?" Als man noch immer ungläubig den Kopf schüttelte, meinte er selbstbewußt: „Aber was wollen Sie denn, Gnädigste! Ich bin ja doch eigentlich der Herr auf Rothhausen! Daß es anscheinend mein Vetter ist, daß ich ihn dafür gelten lasse, das hat seinen Grund in einem Familiengeheimniß." Er hatte im Stillen beschlossen, die Umwandlung in seinen Verhältnissen unter dieser Form bekannt werden zu lassen. Wer ihm nicht glauben wollte, mochte es bleiben lassen. Jedenfalls war seine ganze Art und Haltung in diesem Augenblick durchaus angethan, ihm Glauben zu verschaffen.

Wenn Ottbert den kalten Blick gesehen hätte, mit dem ihn Frau v. Marlow streifte, er würde begriffen haben, daß zunächst sie nicht an den Mittheilungen Harry's zweifelte. Thatsächlich rechnete sie schon in Gedanken nach, ob es nicht vortheilhafter wäre, den Grafen Ottbert v. Habenichts jetzt fallen zu lassen und sich inniger an Harry v. Rothhausen anzuschließen.

Sie stellten gemeinsam eine Liste der einzuladenden Personen fest, natürlich in erster Reihe die regelmäßigen Gäste des Marlow'schen Salons.

Ottbert saß ganz traurig und vernachlässigt dabei. Zum ersten Male stiegen ihm Zweifel darüber auf, ob seine Liebe Frau v. Marlow so sehr beglücke, wie er bisher immer angenommen hatte. Dennoch hielt er tapfer Stand, als er nach Hause kam, Hilda allein traf und als diese ihn neuerdings unter Thränen beschwor, von dieser Liebe zu lassen. Er blieb dabei, daß man Frau v. Marlow verleumde, daß sie nur eine nicht glückliche, aber keine schlechte Frau, daß seine Liebe sie über den Staub der Alltäglichkeit hinweghebe und daß er, vor Allem, nicht anders könne.

Aber freilich, er sagte das nicht so begeistert als sonst.

In eben dieser Stunde war in seinem Herzen eine Empfindung entfacht worden, die stärker ist als alle übrigen Leidenschaften: die Eifersucht. Zum ersten Male hatte der junge Mann heute wahrgenommen, daß Frau v. Marlow auch eines lebhafteren Tones fähig war, als sie ihn sonst merken ließ. Sie hatte ganz anders mit Harry gesprochen, wie mit ihm. Da war irgend ein geheimes Band vorhanden, welches jene Beiden miteinander verknüpfte, und dieses Bewußtsein stachelte ihn auf bis zur Raserei.

Er mußte dieser Frau werden, was Harry v. Rothhausen ihr war, und mehr. —

Harry siedelte wenige Tage später nach Rothhausen über. Seine Stadtwohnung hatte er behalten; er konnte sich jetzt solchen Luxus wohl gestatten, und dann lag ihm ja sein Plan mit der Galetta auch noch im Sinn. Zunächst aber begleitete er die Mutter auf das Schloß seiner Ahnen.

Im Dorfe Rothhausen gab es gerade eine Hochzeit, als der Baron ankam. Grethe, Inspektor Peter's Tochter, verheirathete sich mit dem Förster Holm, mit eben jenem jungen Mann, der dem Baron schon damals als ein geeignetes Werkzeug gegen Heinz Bergmann aufgefallen war.

Nach jenem heftigen Zusammentreffen im Garten von Rothhausen war die Verbindung zwischen den beiden jungen Leuten zu Stande gekommen. Der Vater hatte ein Machtwort gesprochen, er fand den Ruf seiner Tochter gefährdet, und als er nun Ernst machte, zeigte sich's, daß Grethchen gar nicht daran dachte, sich zu sträuben. Zwar sie schwärmte für den Herrn Doktor, aber doch nur, weil er ein „Dichter" war. Niemals hatte sie einen anderen Gedanken gehabt.

Und jetzt, da Baron Harry so plötzlich in diesem Kreise erschien, war sie seelenfroh, ihm als Braut, also vor ihm geschützt, entgegentreten zu können. Vor Allem durfte sie nichts von einer etwaigen kleinen Enttäuschung verrathen.

Die Feier fand in dem Dorfwirthshause statt. Harry näherte sich mit herablassendem Lächeln der hübschen Braut.

„Ich gratulire, liebe Kleine," sagte er im Lieutenantstone, „es freut mich sehr, auf meinem lieben Rothhausen einen jungen Hausstand sich begründen zu sehen. Das ist mir eine gute Vorbedeutung. Es muß jetzt überhaupt hier eine neue Ordnung der Dinge Platz greifen. Ich habe da so Mancherlei gesehen, das nicht so bleiben darf, aber ich werde ein bischen ausfegen."

Er that wirklich so, als wäre er schon der Herr.

Fuchswild, aber seinen Aerger noch verbeißend, hörte ihm Inspektor Peter zu. Da war im Augenblick wohl nichts zu machen. Indessen das konnte man ihm als Brautvater doch nicht wehren, daß er jetzt sein Glas erhob und den Herrn Doktor Heinz Bergmann leben ließ.

Harry verfärbte sich; dann stand er auf und sagte höhnisch: „Der Heinz mag vielleicht ein ganz guter Kerl sein, aber der soll mit seiner Nase in den Büchern bleiben. Das wird er ja auch fernerhin thun, dafür ist nun gesorgt."

Eine unbehagliche Stimmung hatte Platz gegriffen seit dem Erscheinen Harry's.

Der Baron war in zudringlicher Weise artig gegen Grethe, dabei immer anzüglich zum Förster, der schon wieder unruhig zu werden begann.

„Auf mich, mein Lieber," naselte er, „brauchen Sie nicht eifersüchtig zu sein. Da schießen Sie vorbei, aber es wird ja wohl noch irgend wo anders Grund dafür geben."

Inzwischen war der Inspektor ganz auffällig lustig geworden. Es war, als hätte er sehr reichlich getrunken; er schien geradezu wie ausgewechselt.

„Ja," meinte er nun sehr fidel, „wenn wir solchen Herrn hätten, wie den Baron Harry, dann käme wieder Leben in die Bude! Dann gäb' es wieder volle Weinkeller, und dann hörte das Saufen gar nicht mehr auf, ganz wie zur Zeit des seligen Herrn Vaters. Donnerwetter, damals wurde lustig gelebt auf Rothhausen! Am Montag Früh ging das Trinken los und Sonntag Abend, in später Nacht, war es noch nicht zu Ende. Hol' der Henker die Arbeit, dachte der Herr Baron, und bald dachten auch alle seine Leute so; so lange noch ein Tropfen da ist, so lange kneipt man eben weiter. Was lag denn auch daran, wenn einmal die zwanzig Fuder Heu verfaulten, wenn der Weizen auswuchs, und wenn die Bauernburschen aus dem Dorfe die Rehböcke fast dicht unter unserem Fenster wegschossen? Hier oben, hier wurde fidel gekneipt, das war doch noch ein Leben. Und ich müßte mich nicht auf die Menschen verstehen," fuhr Peter in seiner Berauschtheit fort, „unser Baron Harry, das ist ein würdiger Nachfolger seines Vaters."

Die Gäste schmunzelten, sie stießen mit den Gläsern an und tranken auf das Gedeihen der neuen Ordnung.

Harry gab sich den Anschein, gutmüthig zuzuhören. Noch war es nicht Zeit, den Alten hinauszuwerfen, noch war nicht Alles klar. Er warf nur hier und da einen seiner rohen Späße dazwischen.

„Der Vater," sagte er zu Grethe, „scheint ja wieder ordentlich zu kneipen, der wird wohl auf allen Vieren in's Bett kriechen."

Grethe wandte sich erschrocken ab.

„Mein Vater trinkt doch sonst nie," sagte sie betroffen, „er verträgt ja gar nichts."

„O," meinte Harry, „der verträgt schon! Man sieht's ja, er wird immer lustiger. Aber gönnen wir ihm das unschuldige Vergnügen; draußen an der frischen Luft, da wird die Sache schon verrauchen."

Und in der That, der Inspektor vertrug den Rausch ganz vorzüglich; schon auf dem Heimwege war er völlig nüchtern.

Noch in derselben Woche veranstaltete Harry die große Jagd, zu der er nicht nur die Gutsnachbarschaft, sondern auch einen ganzen Schwarm seiner Kameraden aus der Hauptstadt und ein paar — Gläubiger geladen hatte. Man trank bis in die Nacht hinein, man spielte, lärmte. Seit zwanzig Jahren war es hier nicht so zugegangen wie in dieser Nacht.

Zwar Frau Charlotte war in Todesangst, aber sie konnte doch nichts hindern. Wenn Heinz erführe, was man hier trieb, so würde er ganz gewiß auf der Stelle seine Verfügung abändern. Wiederholt versuchte sie es mit ernsthaften Vorstellungen bei ihrem Sohne, aber der hatte allen Boden unter den Füßen verloren, er lachte ihr in's Gesicht.

„Sei nicht närrisch, Mutter," sagte er in seiner brutalen Weise, „ich bin ja majorenn und bin der Herr von Rothhausen. Ich werde mich nicht mehr hinausdrängen lassen, verlaß Dich darauf!"

Die Jagd auf Rothhausen war wiederum ein großer Erfolg für Frau v. Marlow gewesen. Ihre Reitergewandtheit und ihre sensationellen Toiletten erregten ungeheures Aufsehen. Eine Amazone ihres Schlages war etwas ganz Neues, Pikantes für die Herrenwelt.

Charlotte, die sehr ärgerlich war, dieser Dame die Honneurs machen zu müssen, behauptete, sie sei zweifelsohne in ihrer Jugend eine Kunstreiterin gewesen. Ihre ganze Art,

ihre Haltung zu Pferde, ihr emanzipirtes Wesen ließen das schließen.

„Und wenn's so wäre," meinte Harry achselzuckend, „der Cirkus ist ‚chic'!"

Und er zählte einige Beispiele auf, wo Prinzen und Fürsten sich mit früheren „Artistinnen" vermählt hatten. Er für sein Theil fühlte sich sehr geschmeichelt, die Gefeierte als Gast zu beherbergen.

Sie hatte ihr Benehmen gegen ihn in merkbarer Weise geändert. Er flößte ihr jetzt Respekt ein, da er sich in den Besitz seines Gutes gesetzt hatte.

„Sie schaffen sich natürlich einen Rennstall an, Baron," sagte sie zu ihm, „dies Rothhausen ist ja wie dazu gemacht mit seinen Blachfeldern, seiner Lage an der Eisenbahn!"

Er hatte noch gar nicht daran gedacht; aber die Leidenschaft des Wettens war in ihm erwacht. Ja, er wollte einen Rennstall haben! Noch ehe er mit Ja geantwortet hatte, verbreitete Frau v. Marlow bereits die Neuigkeit: auf Rothhausen würde ein großartiger Sportstall angelegt werden.

Harry bedachte nicht, daß er kein sicheres Einkommen habe, daß er noch nicht Herr von Rothhausen war, aber er wollte nicht eine Stunde zögern, sich wie ein reicher Mann zu geberden. Lange genug hatte er darnach geschmachtet. Ja, er wollte sich einen Rennstall anschaffen! Noch heute sollte an den Baumeister geschrieben werden, denn die vorhandenen Anlagen waren nur für Nutzzwecke berechnet.

„Sie haben gerade vortreffliche Gelegenheit, Baron," begann Frau v. Marlow wieder, „besser konnten Sie's gar nicht treffen! Denken Sie doch, ‚Vitriol' und ‚Schenkmädchen' sind eben zu haben, nachdem der bisherige Besitzer durchgegangen ist. Die Konkursverwaltung wird Ihnen gewiß entgegenkommen!" Sie wies noch weiter auf die günstigen Konjunkturen des Augenblicks hin; kannte sie doch die Verhältnisse besser als alle Mitglieder des „Rennklub" zusammen. Ein paar prächtige Pferde, von denen eines erst in voriger Woche einen glänzenden Sieg davongetragen, hatte sie selbst im Stalle, und Harry kaufte sie gleich auf dem Fleck. Ein anderes, vornehmster Herkunft, sollte in diesen Tagen kommen, ein siebzehn Faust hoher Brauner, der freilich erst trainirt werden müsse. O, sie würde ihm schon Material verschaffen.

Die Behrenbergs hatten sich fern gehalten; die Gräfin, so hieß es, sei nicht ganz wohl, und deshalb mußten sie Harry's Einladung ablehnen. Nur Ottbert war einmal heimlich herübergekommen. Aber er holte sich diesmal eine schwere Enttäuschung. Frau v. Marlow war zu sehr umschwärmt und behandelte ihn etwas zerstreut. Sie begünstigte Harry, den Hausherrn, das war ja ganz natürlich. Harry war der große Mann des Augenblicks. Zwar die Wandlung in seinen Verhältnissen war einigermaßen räthselhaft, aber gerade dadurch vielleicht um so effektvoller. Er sprach sich auch nicht klar aus; er ließ mehr ahnen, als daß er sich deutlich ausdrückte.

„Ich verwalte eigentlich das Gut nur für meinen glücklichen Vetter," warf er hin, „natürlich nicht ohne die weitgehendsten Vollmachten." Aber der Ausdruck seines Gesichts strafte seine Worte Lügen. Er hatte sich wohl durch einen glücklichen Zufall in den Besitz des Gutes gesetzt.

Die Einen munkelten von einer Abfindung, die ihm Heinz Bergmann für seine älteren Rechte an Komtesse Hilda schuldig zu sein geglaubt; Andere sprachen von enormen Gewinnen, zu denen ihm Frau v. Marlow verholfen habe — man wußte ja, daß er mit ihr gemeinsam in großem Style wettete.

Auch Ottbert trug man diese Lesart zu — nun schon mit Zahlen und genaueren Angaben. Er glaubte wohl nicht daran, aber ihm wurde doch unheimlich in dieser glänzenden Jagdgesellschaft. Er fuhr wieder nach Hause.

Zwei Tage ließ er sich bei den Eltern nicht sehen; er war so verstört und fürchtete Hilda's fragenden Blick. Endlich mußte er sich doch entschließen, es zog ihn fast ebenso nach Haus, wie es ihn abhielt. Und nun drang Hilda in ihn: „Was ist Dir geschehen? Was hast Du, Ottbert?"

Er blieb, ganz gegen seine Art, verschlossen. Nur einmal entschlüpfte ihm das Wort: „Ich werd's ändern!" Dabei sah er finster und drohend aus. Vergebens suchte Hilda, ihn zu beschwichtigen, sie, deren eigenes Herz so übervoll war.

18.

Bisweilen war Heinz zu Muthe, als hätte er geträumt, so völlig war seine ganze frühere Existenz ausgelöscht. Er hatte sich in Berlin ein kleines einfaches Zimmer in einer der Querstraßen jener Hauptader des Westens gemiethet, die nach Schöneberg führt. Es war eine stille Straße, in der er von dem eigentlichen Weltstadtleben wenig oder gar nichts gewahr wurde. In dieser ruhigen, fremden Umgebung arbeitete er nun schon seit fast einem Vierteljahre, führte ein eingezogenes, äußerst sparsames Leben, hatte noch keinerlei Bekanntschaften angeknüpft, sondern nur öfters Theater, Museen und Kunstsammlungen besucht. Er war nach Berlin unter seinem wirklichen Namen gekommen, wie das ja nicht anders zu bewerkstelligen war, aber Alles, was er zu veröffentlichen gedachte, sollte den Namen Galetta tragen. So war es auch begreiflich, daß Niemand, mit dem er bisher schriftlich in Berührung kam, in ihm jenen Heinz Bergmann zu erkennen vermochte, von dem die Zeitungen seiner süddeutschen Heimath noch vor ganz kurzer Zeit einiges Aufsehen gemacht hatten.

Er hatte sich selbst das Ehrenwort gegeben, die Verlassenschaft seines Pflegevaters nicht zu berühren, auch über das Vermögen Irenens, welches bei der außerordentlichen geschäftlichen Ordnungsliebe des verstorbenen Bergmann klar zu übersehen war, auch über diesen immerhin stattlichen Betrag hatte er in der Weise verfügt, daß er ihn in drei Theile zerlegt, einen davon testamentarisch seiner jüngeren Schwester, einen zweiten den Eltern Hilda's überwiesen hatte, und für sich selbst die Zinsen des Restes in Anspruch nahm. Diese Zinsen reichten gerade hin, um ihn vor äußerster Noth zu retten.

Aber er wollte sich frei machen vom Gelde. Ein Mann wie er bedurfte des Geldes nicht, die Schwingen seines Genius würden ihn emportragen über die gemeine Noth des Tages. Er lachte über alle Erbschaftsintriguen und Habsuchtsmanöver. Was konnten sie ihm anhaben? Hatte er nicht den Kuß der Muse empfangen? Es war vollkommen gleichgiltig, wessen Sohn er war, ob des Kommerzienrathes Bergmann, ob der eines armen, an der Schwindsucht gestorbenen, nun schon vergessenen Komödianten, wenn er nur auch der Sohn eines guten Geistes war.

So berauschte er sich an seinen Träumen, aus denen naturgemäß allerlei hochfliegende, poetische Pläne hervorgingen. Er wollte jetzt zunächst ein schon im Winter flüchtig skizzirtes Drama ausführen, das den Titel „Das verkannte Genie" tragen und in kräftigen, realistischen Zügen den Kampf eines Talents um Anerkennung schildern sollte. Weshalb konnte nicht auch diese Arbeit ihm Geld und Anerkennung bringen, da doch seine beiden früheren Versuche auf ähnlichem Gebiete so außerordentlich vom Glück begünstigt schienen? Dazu kam, daß er ja jetzt ganz erheblich sorgfältiger arbeiten konnte, als früher, wo ihn hunderterlei gesellschaftliche Pflichten und Verlockungen, die Rücksicht auf Hilda, ja sogar auf die Baronin, von eigentlich rückhaltloser Hingabe an die Arbeit abhielten. Nur Eines hatte er sich verständigerweise doch sagen müssen, daß ein solches Schauspiel ja doch nicht so schnell Geld tragen könne, wie er dessen bedürfe.

So hatte er sich denn entschlossen, neben seiner großen Arbeit, gewissermaßen für den Broderwerb, ab und zu ein kleines Feuilleton zu schreiben, eine Novellette, ein Märchen oder dergleichen, wie er solche auch früher schon verfaßt hatte, und wie man sie ihm in den befreundeten Redaktionen seiner Heimath mit größter Bereitwilligkeit abgenommen hatte. Damals, wo er eine solche Arbeit nur dem nächsten besten Bekannten anzubieten nöthig hatte, und wo sie gewissermaßen schon im Voraus angenommen war, hatte er auf das Honorar kaum geachtet; ihm lag nur daran, seine Arbeit auf die Oeffentlichkeit wirken zu sehen.

Jetzt aber wollte er, wie so viele Andere, auch um Geld arbeiten; er wollte nicht nur, er mußte.

Zu seinen wenigen Erholungen gehörten die Briefe an Hilda und an seine Mutter. Der Ersteren liebte er es, seine Lage humoristisch zu schildern; nur zwischen den Zeilen konnte sie lesen, wie ihm zu Muthe war. Die Korrespondenz mit Frau Galetta war noch vorsichtiger zu führen — aus Besorgniß, Bertha könnte etwas merken. Ein wahres Labsal aber waren die Antworten, die er empfing. Aufrichtige Zuneigung dort, echt mütterliche Theilnahme hier, das war sein Trost.

Gar bald aber sollten die ersten Enttäuschungen ihn aus seinen Himmeln stürzen. Er hatte einige kleine Skizzen, die ihm besonders gelungen erschienen, an verschiedene Blätter versandt. Die erste kam noch an demselben Tage, an dem er sie zur Post gegeben, mit einem gedruckten Formular zurück, die Redaktion könne von der Einsendung leider keinen Gebrauch machen.

Auf den Bescheid wegen einer zweiten hatte er vier Wochen lang vergebens gewartet. Endlich wagte er leise daran zu erinnern, und nun folgte postwendend die Arbeit zurück, diesmal mit dem Vermerk, daß man auf seinen Wunsch sich genöthigt gesehen habe, die Einsendung, bevor sie gelesen, zurückzustellen. Auf eine dritte Arbeit blieb er überhaupt ohne Antwort. Und so ging es weiter; das eine Mal folgte allenfalls eine kurze lakonische Begründung, irgend eine Wendung von verbrauchtem Stoff, von nicht genügend „aktuellen" Motiven, ein anderes Mal erkannte man mit einer konventionellen Redensart eine „gewisse sich kundgebende Begabung" an, aber man sei leider für lange Zeit hinaus mit Material überhäuft, und wieder ein drittes Mal ließ man ihn auf Grund einer eingereichten Arbeit in die Redaktion kommen, erklärte ihm, daß man für den vorliegenden Beitrag zwar keine Verwendung habe, wenn er aber geneigt sei, Versammlungsberichte stenographisch aufzunehmen, so würde sich für ihn, den man bei seinem offenbar guten Willen doch nicht ohne Weiteres abweisen wolle, hier und da ein kleiner Verdienst finden.

Nach und nach war er stutzig geworden. Das ging ja recht merkwürdig zu. Hatten denn alle die früheren Erfolge, die ihm so leicht geworden waren, ihre Ursache lediglich in der bevorzugten Stellung seines Vaters, in seinem Reichthum, in den guten Beziehungen, die sich ihm durch beide erschlossen hatten? Oder schrieb er damals, in jener besseren Umgebung, besser? Und er suchte alte Arbeiten hervor, las sie mit sorgfältigem Abwägen, hielt seine neuen kleinen Schöpfungen dagegen und mußte sich sagen, daß, was er jetzt geleistet habe, unzweifelhaft werthvoller sei. Reifer, durchdachter, sorgfältiger

gemacht. Und dennoch kein Erfolg? Wie war das möglich?

Da kamen denn die ersten wirklich schweren Stunden über ihn, die ersten Zweifel, daß in dieser Welt denn doch nicht Alles so sei, wie es sich von einem geschützten Punkte aus ansehe. Aber ihm blieb der Trost, daß der Sommer, in dem er sich eben befand, wohl kaum die rechte Zeit sei für die Eröffnung einer literarischen Laufbahn in Berlin. Er nahm sich vor, um so fleißiger für den Winter vorzuarbeiten.

Er war inzwischen nach einem ziemlich entfernt liegenden Vororte hinausgezogen, theils der Billigkeit halber, theils weil er es nach und nach ganz aufgegeben hatte, in der Stadt neue Versuche zu unternehmen; er wollte zunächst nur an seinem Schreibtisch schaffen.

Da saß er nun in seinem bescheiden ausgestatteten Gemach, das den Blick auf eine ziemlich reizlose Gegend gestattete. Keinerlei Geselligkeit brachte Abwechslung in sein Leben, noch nicht eine einzige Bekanntschaft hatte er zu machen vermocht, die ihm auch nur über Stunden hätte hinweghelfen können; aber er ermattete nicht, hatte er doch sich selbst.

Wieder waren einige Monate vergangen. Alle seine Bemühungen, auf dem Wege schriftlichen Verkehrs irgend welchen Absatz für seine Arbeiten zu finden, hatten sich bisher als fruchtlos erwiesen. Seine ganze, aber stolze Hoffnung waren die beiden Theaterstücke. Auch in Bezug auf diese wollte er konsequent bleiben. Er hatte an den Intendanten des heimischen Hoftheaters das ausdrückliche Ersuchen gerichtet, seinen Namen bei den Aufführungen der „Armuth“ nicht zu nennen, und auch „Das verkannte Genie“ wollte er unter seinem Pseudonym aufführen lassen.

Es war Herbst geworden. Nun, hoffte er zuversichtlich, würde sehr bald eine neue Phase seines Schaffens anheben. Sein Werk war fertig, eingereicht; eine ganze Serie kleiner



Das „Blutgericht“ in Königsberg. (S. 246)

Arbeiten lag vollendet auf seinem Schreibtisch, es bedurfte nur eines energischen Anstoßes, irgend einer erst zu findenden Beziehung, und dann, so meinte er zuversichtlich, läge der Weg vor ihm frei.

Seltsam berührte es ihn freilich, daß der Intendant des Hoftheaters so gar nichts von sich hören ließ. Es war überhaupt, als wären alle seine Verbindungen mit der Zukunft wie abgestorben. Er wagte es mit einer leisen Mahnung an den Dramaturgen der Hofbühne in seiner Heimath. Da folgte bald ein im Amtsstyl abgefaßtes Schreiben, worin von Besetzungsschwierigkeiten die Rede war, welche zu überwinden der Vorstand der Hofbühne augenblicklich leider nicht in der Lage wäre. Man würde ja das Werk nicht außer Auge lassen, aber man vermöchte nicht, ihm einen Termin für die Aufführung anzugeben. — Gut denn, so blieb ihm ja sein neues Stück: „Das verkannte Genie“. Nicht allein war dieses die reifere Arbeit, sie war auch mehr im Geiste der Großstadt erfunden und empfunden, sie würde sicherlich sehr schnell hier ihren Platz finden. Indessen, schon im Verlaufe von wenigen Wochen war „Das verkannte Genie“ von drei ersten Bühnen Berlins rundweg abgelehnt worden; möglich, daß man es gar nicht gelesen hatte. Auf eine bescheiden eingeholte Erkundigung sagte man ihm, daß die Vorbereitungen für eine solche Berliner „Saison“ längst abgeschlossen seien, wenn dieselbe begänne, und daß man dann nur noch Raum fände für eine Arbeit, die in ganz besonderer Weise der Beachtung empfohlen wäre. Heinz versuchte es, das Stück einer Bühne zweiten Ranges zu übergeben. Da konnte man dergleichen gar nicht gebrauchen. Ja, wenn er ein Sensationsstück hätte oder auch einen sehr lustigen Schwank, darüber würde sich reden lassen, aber ein Tendenzdrama — Gott bewahre! Und er begann mit seinem Stücke persönlich die Runde zu machen. Von Bühne zu Bühne, von Agentur zu Agentur — Alles vergeblich. Sauer genug war ihm jeder dieser Wege geworden; jede neue Enttäuschung traf ihn wie ein neuer schmerzlicher Schlag.

Der Winter verlief, es war fast ein Jahr vergangen, und noch immer war nichts, gar nichts erreicht. Seine kleinen Arbeiten wollten sich im Winter ebenso wenig anbringen lassen, wie im Sommer; nur ganz vereinzelt hatte irgend eine untergeordnete Zeitung für ihr „Sonntagsblatt“ eine Kleinigkeit von ihm er-



Ein Liebeslied. Nach einem Gemälde von Marie Laux. (S. 246)

worben und mit einem kärglichen Preise bezahlt.

Nach und nach mußte ihm wohl oder übel die verzweifelte Erkenntniß kommen, daß alle seine früheren Erfolge lediglich seinem Reichthum und der Stellung seines Vaters zu danken gewesen waren.

Da kam plötzlich ein Telegramm von Ottbert, das den ganzen Ernst seiner Lage wie mit grellem Licht übergoß: „Komm sofort," lautete es, „Harry hat sich Hilda wieder genähert. Eltern begeistert für ihn. Rasche Intervention nöthig."

Ein furchtbarer Ingrimm, ein bitterer Groll gegen das Schicksal erfaßte ihn. Ja, so hatte es kommen müssen, daß er auch noch in Gefahr gerieth, seine Braut an den Todfeind zu verlieren. O, er konnte das Alles begreifen! Es war nur zu natürlich, daß sich allerhand Gerüchte verbreiteten. Harry selbst gab sich wohl für den Besitzer von Rothhausen aus — freilich mit Recht — und die Behrenbergs haschten ja nur nach der guten Parthie. Im Gegentheil, ihnen war im Grunde der Aristokrat von echtem blauem Blute der liebere Schwiegersohn.

Würde Hilda dem Allen widerstehen können? Freilich, Ottbert schien noch tapfer zu ihm zu stehen — vielleicht auch war er nur aus irgend einem Grunde ein Gegner Harry's. Aber wie lange würde dieser schwache Pfeiler seine Hoffnungen stützen? Und Heinz kam mit leeren Händen, ohne Erfolg, ohne Existenz!

Noch einmal übermannte ihn fast die Verzweiflung. Er war ja unschuldig! Aber er mußte sich jetzt entscheiden, mußte das Erbe seiner Pflegeeltern behaupten oder herausgeben.

Am selben Morgen schrieb ihm Charlotte, er möge kommen und Ordnung schaffen; Harry treibe es zu toll, sie wolle und könne die Verantwortung nicht übernehmen. „Sieh, lieber Heinz," hieß es in dem Briefe, „ich durchschaue ja die ganze Sachlage, ich habe sie von jeher durchschaut, wenn ich auch offen zugeben muß, nicht beweisen zu können, was ich weiß. Eines aber kann ich Dir beweisen, Heinz, daß mein Bruder Heinrich anders über sein Vermögen verfügt haben würde, wenn er Dich nicht für seinen Sohn gehalten hätte. Lies die Beilage und Du wirst mich verstehen."

Ihrem Schreiben war ein vergilbtes Blatt beigefügt, das unverkennbar von Heinrich Bergmann's Hand herrührte, ein brüderlich-zärtlicher Brief an Charlotte, in welchem er ihr rückhaltlos versicherte, ihr Sohn Harry sei und bleibe sein Erbe. Charlotte bat nun Heinz, mit Harry zu theilen. Darüber würde man sich kurze Zeit wundern, bald aber würde der Vorgang mit Allem, was ihn seiner Zeit zum Gegenstand des allgemeinen Geschwätzes gemacht habe, für immer in Vergessenheit gerathen.

Gewiß, das wäre der beste Ausweg, so sagte sich auch Heinz. Allein Harry war nicht der Mann, mit dem sich verhandeln ließ. Hatte ihm nicht Heinz aufrichtig die Hand geboten, war er ihm nicht entgegengekommen wie ein Bruder? Und Jener hatte ihn zurückgewiesen — er fühlte sich Heinz gegenüber im Rechte. Und nun gar der vergilbte Brief — er entschied endgiltig. Sein Pflegevater hatte Harry zu seinem Erben bestimmt und er würde niemals ein fremdes Kind an dessen Stelle gesetzt haben.

Also — Heinz mußte auf Alles verzichten, Alles herausgeben, auf die Gefahr hin, auch Hilda zu verlieren.

(Fortsetzung folgt.)

Das v. Sieberer'sche Waisenhaus in Innsbruck.

(Mit Bild auf Seite 241.)

Wer sich mit der Eisenbahn von München her Innsbruck nähert, dessen Blick fällt, kurz bevor der Zug in den Bahnhof einläuft, rechter Hand auf ein gewaltiges, rechteckiges Gebäude. Seine Bestimmung kündet eine große, weithin lesbare Umschrift an: „Den verlassenen Kindern der Landeshauptstadt Innsbruck als Asyl gewidmet von einem Menschenfreunde MDCCCLXXXIX." Es ist ein von dem reichen Herrn v. Sieberer, einem geborenen Innsbrucker, gestiftetes Waisenhaus. Das mustergiltig eingerichtete Institut wurde am 1. Oktober 1889 eröffnet. Das Mittelportal aus Marmor führt in die Kirche, welche den im Renaissancestyl gehaltenen Monumentalbau in zwei Theile, einen für Knaben und einen für Mädchen, scheidet. Jede Abtheilung hat einen eigenen Eingang und eine eigene Treppe. Im Kellergeschoß befinden sich die Wohnräume der Knechte und Mägde, Vorrathskammer, Bäckerei, Baderäume und Waschküche. Im Erdgeschoß des Knabenhauses liegen die Wohnungen des Stifters und des Anstaltsgeistlichen, sowie der Arbeits-, Speise- und Turnsaal der Knaben; im Mädchenhause sind im Erdgeschoß die Wohnzimmer der barmherzigen Schwestern, der Speisesaal, sowie Küche, Mehl-, Speise- und Abspülkammer. Im ersten Stock befinden sich die Musik-, Zeichen- und Unterhaltungsräume, ferner acht Lehrsäle für die auch von auswärtigen Knaben besuchte Schule; im zweiten Stock die großen Schlafsäle, Wasch- und Ankleideräume u. s. w. An der Hinterfront liegt in der Höhe des Erdgeschosses eine geräumige Terrasse mit prächtiger Aussicht. Der hochherzige Stifter hat außer den Baukosten von 500,000 Gulden auch noch ein Kapital von 450,000 Gulden als Erhaltungsfonds ausgesetzt.

Das „Blutgericht" in Königsberg.

(Mit Bild auf Seite 244.)

Ziemlich die Mitte von Königsberg, der zweiten Haupt- und Residenzstadt des Königreiches Preußen, nimmt das alterthümliche königliche Schloß ein. Unter der Schloßkirche ziehen sich die ausgedehnten Schloßkellereien hin, in denen sich ein Weinlager nebst einer weithin berühmten Weinstube befindet, die zur Erinnerung an die früher daselbst befindlichen Marter- und Folterkammern den Namen das „Blutgericht" führt. Der Eingang in dieses Lokal, das zu den Sehenswürdigkeiten von Königsberg gerechnet und auch von hohen Beamten, Offizieren, Professoren u. s. w. besucht wird, befindet sich auf der kleinen oberen Skizze unseres Bildes S. 244 im Vordergrunde rechts. Von der primitiven Einrichtung des „Blutgerichts" gibt unser Hauptbild eine anschauliche Vorstellung: an den Wänden ruhen die großen Weinfässer, auf einer Seite hat der Wirth seinen Verschlag, und über dem Ganzen gewahrt man die im Laufe der Jahrhunderte geschwärzten Kellergewölbe.

Ein Liebeslied.

(Mit Bild auf Seite 245.)

Ueberall ist Sonnenglanz und das Werden immer neuen Lebens. In schmelzenden Liebestönen singt die Nachtigall, in der grünen Walddämmerung ruft die Amsel, und im alten Kirschbaum, inmitten des blendenden Blüthenschmucks singt sein Liebeslied ein Rothkehlchen, das unser Bild auf S. 245 (nach einem Gemälde von Marie Laux) nebst seinem Weibchen uns vorführt. In der Gartenmauer in der Nähe hat das Pärchen sein künstliches Moosnest versteckt, und bald werden die röthlichen Eier das Weibchen den ganzen Tag an's Haus gefesselt halten. Jetzt aber sitzt das Vogelpaar noch droben in der Spitze des Blüthenbaumes, und die Triller des Liebesliedes spinnen sich wie ein goldenes Fädchen von Baum zu Baum.

Glück im Unglück.

Aus meinem Leben im wilden Westen Nordamerikas

Von **Friedrich J. Pajeken.**

(Nachdruck verboten.)

Der Trapper Jack Ferry oder „Old Jack", welchen Namen er selbst lieber hörte, war, wie man zu sagen pflegt, ein guter Kerl und einer jener Menschen, welche trotz harter Schicksalsschläge nie den Muth verlieren, sich redlich durch das Leben zu arbeiten.

Er hatte seine kleine Blockhütte in den Bighorn-Mountains südlich vom Cloud-Peak am Ausgange eines weiten Thalkessels erbaut, in welchem sich der Wood-Creek, ein stattlicher Fluß, in mehrere Arme theilte. Etwa eine halbe Meile von Old Jack's Hütte hatte ich mein Lager aufgeschlagen, und gern ritt ich Abends zu dem Alten hinüber, um mit ihm zu plaudern. Er war allemal hoch erfreut, wenn ich kam. Schnell rückte er dann seine beiden Sessel, wie er die zwei Holzblöcke, welche mit schrägen, aus Aesten hergestellten Rückenlehnen versehen waren, nannte, an das Feuer, stopfte und entzündete die ihn vom Morgen bis zum Abend begleitende kurze Holzpfeife, und behaglich den Rauch vor sich hin blasend, begann er mir Geschichten aus seinem Leben zu erzählen, und auch ich gab zum Besten, was mir gerade einfiel.

Old Jack war ein kräftig gebauter Mann im Lederanzug mit langen Fransen an den Aermeln. Einen patronengespickten Gürtel, an dem ein großer Revolver und ein kurzes Messer befestigt waren, hatte er um den Leib geschnallt. Bis auf die Brust reichte ihm ein beinahe weißer Bart, und graues, starkes, lockiges Haar bedeckte sein Haupt. Unter den buschigen Brauen sahen aus seinem wetterharten, freundlichen Gesichte ein Paar lebhafte, dunkelblaue Augen hervor, und wenn er in seiner geschäftigen Weise umherwirthschaftete, erschien es kaum glaublich, daß er bereits zweiundsechzig Jahre zählte.

Nur Eines hinderte den Alten etwas in seinen noch jugendfrischen Bewegungen, und zwar hatte er nur ein Bein; das andere war ihm im amerikanischen Bürgerkriege durch eine Kanonenkugel zerschmettert worden und nun durch ein hölzernes ersetzt, welches er sich eigenhändig aus leichtem Holz geschnitzt hatte. Auch ein regelrechter Fuß fehlte nicht daran, der ihm bei seinem Handwerk unentbehrlich war, da derselbe das Einsinken an den weichen Ufern oder in den oft schlammigen Grund der Gewässer, in welche die Biberfallen gestellt wurden, mehr verhinderte, als ein gewöhnlicher Stelzfuß.

Old Jack war eitel und ließ es ungern merken, daß er ein Krüppel war. Er hatte daher über das hölzerne Bein bis zum Knie einen Stiefelschaft gezogen und den oberen Theil desselben mit dem Zeuge eines alten Beinkleides umwickelt. Ferner war die Stelle, wo das hölzerne Bein an dem noch vorhandenen Stumpf befestigt war, so kunstvoll verdeckt, daß die Meisten den Trapper wohl nur eines steifen Beines wegen bemitleideten, was auch meinerseits geschehen war, bis er mir einst den wahren Sachverhalt mittheilte.

„Ja, ja, lieber Herr, der Krieg zwischen dem Norden und dem Süden Amerikas war doch der häßlichste aller Kriege: Bürger gegen Bürger," begann er und blies eine dichte Rauchwolke in die Luft. „Hin und her wogte der Kampf bei Shiloh am 6. April 1862. Ich erinnere mich noch so deutlich daran, als sei es gestern gewesen, wie wir unter dem Oberbefehl des Generals Grant vorstürmten und, zurückgeschlagen, immer wieder vorstürmten. Es war ein heißes Ringen. Viele wurden von dem tödtlichen Blei der Feinde getroffen, und manchem lieben Freunde reichte ich an dem Tage zum letzten Male die Hand.

Ich befand mich zuletzt in einer kleinen Abtheilung, welche von einem jungen Offizier geführt wurde, den ich einmal bereits aus dem Feinde herausgehauen hatte. Der Feind floh; mit Hurrah stürmten wir ihm nach. Da donnerten vor uns von den Höhen die Geschütze; sie deckten den Rückzug des Feindes. Vorwärts eilend hatte ich auf einmal das Gefühl, als trete ich in ein tiefes Loch. Ich stürzte, und als ich wieder aufspringen wollte, war es mir unmöglich. Jetzt erst bemerkte ich, daß mein Bein zerschmettert war.

Ich war übrigens nicht der Einzige, welcher unseren siegenden Kameraden nicht mehr zu

folgen vermochte; überall sah ich Todte und Verwundete. Neben mir lag regungslos der junge Offizier; noch hielt er Säbel und Revolver in den Händen. Mir wurde es schwarz vor den Augen, und eine Ohnmacht nahm meine Sinne gefangen.

Als ich daraus erwachte, stand der Mond am Himmel. Das Kampfgetöse war verstummt; nur Stöhnen und Aechzen vernahm ich um mich her. ‚Wasser! Wasser!‘ hörte ich mir zur Seite eine schwache Stimme rufen. Ich griff nach meiner Flasche. Noch ein kleiner Rest war darin; den reichte ich dem armen Durstenden und dabei erkannte ich in ihm den jungen Offizier wieder. Auch er erkannte mich und meinte, jetzt sei es doch von keinem Nutzen gewesen, daß ich ihn herausgehauen hätte. Dabei drückte er mir eine Brieftasche in die Hand und sagte, ich möchte nehmen, was darin enthalten wäre, und mich davon pflegen lassen; er stünde allein in der Welt und gebrauche nichts mehr. Gleich darauf starb er.“

Old Jack schwieg, in Gedanken versunken.

„Und was wurde aus Euch?“ fragte ich gespannt.

„Ich fand mich nach Wochen unter vielen Verwundeten in einem Zelte wieder. Zwar war ich noch schwach, aber doch auf der Besserung. Mein rechtes Bein war fort; die Aerzte hatten es mir zwischen Knie und Hüfte abgenommen.“

„Armer Mann! Das war für Euch ein harter Schlag,“ sprach ich mitleidig. „Ihr fandet Euch wohl nicht leicht in Euer Unglück?“

„Unglück?“ wiederholte der Trapper, und ein schlaues Lächeln spielte um seine Lippen. „Es war kein Unglück, sondern ein Glück für mich, daß ich mein Bein verlor.“

„Das begreife, wer kann,“ erwiederte ich erstaunt und ungläubig.

Der Alte kniff die Augen halb zu, blinzelte mich lächelnd an und fuhr fort: „Ja seht, guter Herr. Das Schicksal spielt eben sonderbar, und der Mensch sollte sich nie über ein Unglück beklagen, das ihn heimsucht, so lange er den Ausgang nicht kennt und nicht weiß, ob es etwa zu seinem Glücke ausschlagen wird. So war das eben mit mir, und gar putzig ging das zu. Hört nur.

Ich habe Euch schon erzählt, daß ein buntes Leben hinter mir liegt. Meine Eltern starben früh, und ich dachte damals auch, daß es ein großes Unglück für mich sei. Sie hatten vom frühesten Kindesalter an hart arbeiten müssen und waren unter Entbehrungen herangewachsen. Dieses Loos von mir, ihrem einzigen Sohne, fern zu halten, war nun ihr ganzes Bestreben, und lustig lebte ich in den Tag hinein. Als mir die Eltern beide rasch nacheinander starben, war ich gerade noch jung genug, um zu lernen, was ich nicht kannte: arbeiten. Unendlich schwer wurde es mir, weil ich nicht von Jugend auf daran gewöhnt war; wie viel schwerer würde es mir jedoch geworden sein, wenn ich noch älter gewesen wäre, ja, wahrscheinlich hätte ich es dann überhaupt nicht mehr gelernt und wäre infolge dessen zu Grunde gegangen. So sehr mich also der Tod der guten Eltern schmerzte, so war er doch fast ein Glück für mich.

Ein tüchtiges Handwerk zu erlernen, gelang mir freilich nicht mehr, weil Niemand den großen, neunzehnjährigen Jungen in die Lehre nehmen wollte, und daher arbeitete ich, nachdem die kleine Summe, welche mir meine Eltern hinterlassen hatten, aufgezehrt war, bald im Lagerhause der Kaufleute, bald im Hafen auf den Schiffen, bald als Handlanger beim Bau, bei der Eisenbahn, genug, wo man mich gebrauchen konnte. Ich verdiente meinen Unterhalt; aber oft habe ich auch redlich gehungert. Das war jedoch meine eigene Schuld, denn ich hatte eine große Liebhaberei, über die ich meine Arbeit versäumte. Dieselbe bestand darin, allerlei Raubthiere mit der Falle zu fangen. Diesem Sport gab ich mich immer leidenschaftlicher hin, und meine Bekannten schüttelten bedenklich den Kopf und meinten, es sei mein Unglück. Als ich nun im Herbst 1862 vollständig geheilt war, aber meine bisherige Thätigkeit mit dem einen Beine nicht mehr fortsetzen konnte, machte ich aus meiner Liebhaberei ein Handwerk. Ich zog nach dem damals noch wenig von Weißen bevölkerten Nebraska und wurde Trapper.

Für meine während des Winters angesammelten Felle fand ich meistens immer Käufer in den kleinen Ortschaften, welche sich an der im Bau begriffenen Pacificbahn bildeten, und als diese 1869 vollendet war, wurde mir die Verwerthung des Ertrages meiner Arbeit noch leichter. Gern wäre ich in Nebraska geblieben; aber ein Farmer nach dem anderen rückte in das Land. Große Viehheerden verbreiteten sich über die Prairien, und diese verwandelten sich zum Theil in Saatfelder. Die Wälder fielen unter der Axt des Anbauers, und schließlich mußte ich weichen. Das erschien mir anfangs als ein Unglück. Es war aber kein solches. Durchaus nicht.

Immer weiter westlich wandte ich mich, bis ich vor etwa zehn Jahren hierher nach Wyoming kam, wo es mir besser gefällt und wo mein Gewerbe besser blüht, als je vorher. Also auch diese erzwungene Auswanderung war ein Glück für mich.“

„Seid Ihr denn niemals von den Indianern belästigt worden?“ warf ich ein.

Old Jack nickte lächelnd. „Allerdings! Das ist es gerade, was ich Euch erzählen wollte, um Euch damit den besten Beweis zu liefern, daß der Mensch nicht, wie ich schon sagte, von Unglück reden soll, bevor er nicht weiß, ob es nicht sein Glück ist. Alles Andere war nur so ’ne Art Einleitung.“

Die Sonne war inzwischen untergegangen, und ein kalter Wind strich durch den Eingang in den Thalkessel. Der Trapper entfachte das Feuer zu heller Gluth; dann stopfte er sich eine frische Pfeife, und nachdem er den Tabak in Brand gesetzt hatte, begann er auf’s Neue:

„In den Black-Hills fällt von einem schroffen Felsen ein breiter Bach in einen Thalkessel und theilt sich, gerade wie hier, in viele Arme, worauf er durch eine enge Schlucht thalabwärts braust. Die Biber waren dort ungemein zahlreich, und noch nie zuvor hatte ich einen so ergiebigen Fang, als in jenem Winter. Während meines Aufenthaltes in Nebraska ließ mich das rothe Volk in Frieden, und ich bemühte mich, mir durch kleine Geschenke und verschiedene Dienste die Freundschaft desselben zu erhalten. Das hoffte ich hier gleichfalls zu erreichen; aber die Sioux, welche damals den nördlichen Theil von Wyoming bewohnten, waren erbitterte Feinde der Weißen und beständig gegen diese auf dem Kriegspfade. Trotzdem baute ich, auf mein bisheriges Glück vertrauend, meine Hütte und hauste auch ungestört mehrere Monate darin. Ich besaß zu jener Zeit einen Hund. Es war ein treues, anhängliches Thier, das ich nach der Schlacht, in welcher ich verstümmelt wurde, ‚Shiloh‘ genannt hatte.

Eines Morgens hatte ich meine Fallen frisch gestellt, und gerade wollte ich mich mit den den gefangenen Bibern abgezogenen Fellen — es waren neun Stück — nach der Hütte begeben, um sie in die bereit liegenden Reifen auszuspannen und dann zum Trocknen aufzuhängen, als ‚Shiloh‘ kurz anschlug und gleich darauf ein jämmerliches Geheul ausstieß. Hastig blickte ich mich um. Mein armer Hund wälzte sich, von einem Pfeile durchbohrt, an der Erde. Erschrocken schaute ich nach der Richtung, aus welcher der Pfeil gekommen war. Kein Mensch war dort zu sehen. Ich blickte rund um mich; da tauchten dicht hinter mir aus dem hohen, trockenen Grase zwei Indianer auf und stürmten auf mich zu. Schnell griff ich an den Gürtel; aber mein Revolver lag in der Hütte. Ich hatte ihn gereinigt und vergessen, ihn wieder in die Scheide zu stecken. Mein kurzes Messer war keine Waffe zur Vertheidigung. In diesem Augenblicke der höchsten Noth schoß mir ein verzweifelter Gedanke durch den Kopf. Im Nu hatte ich mein Bein losgeschnallt und schlug damit den ersten Indianer, welcher, keine zwei Schritte von mir entfernt, schon die Hand nach mir ausstreckte, fest auf den Schädel. Das Holz ist zu leicht, um tödten konnte ich den Mann nicht; trotzdem sank er laut schreiend in die Kniee und dann taumelte er, rasch wieder aufspringend, zurück. Er und sein Gefährte starrten mich noch eine Sekunde an, als stünde ein Gespenst vor ihnen; dann stürzten sie fort, und nun sah ich außerdem noch eine größere Anzahl Indianer, welche sich bis dahin verborgen gehalten hatten, eilig von dannen fliehen. Drohend hob ich meine eigenartige Waffe, bis der letzte rothe Krieger verschwunden war.“

Im Eifer der Erzählung hatte Old Jack auch jetzt sein Bein abgeschnallt, dasselbe mit beiden Händen am Fußgelenk gepackt und schwang es hoch in der Luft. So stand er, vom flackernden Feuer beschienen, vor mir.

Es war ein grauenerregender Anblick, und sehr gut vermochte ich mir zu denken, daß derselbe das abergläubische Volk mit dem größten Entsetzen erfüllt hatte.

Der Trapper lachte so recht von Herzen, und indem er sein Bein wieder anschnallte, sagte er: „Auf die Indianer wirkte der Zauber besser, als wenn ich mich mit Kanonen gegen sie vertheidigt hätte. Ein Mann, der sich sein Bein ausreißt und sie damit auf den Kopf schlägt, mußte nach ihrer Ansicht unbedingt ein mächtiger Zauberer sein, dessen Grimm man nicht herausfordern durfte.

Ich wurde infolge dessen nie wieder belästigt. Wo ich mich zeigte, wichen die Indianer mir scheu aus, und wenn mich der Zufall in eines ihrer Dörfer führte, wurde ich in der freundlichsten Weise aufgenommen und bewirthet. Nach und nach gelang es der Regierung, mit den Sioux ebenfalls feste Verträge abzuschließen. Wyoming wurde von ihnen geräumt, und obgleich ihr kriegerischer Sinn sie dann und wann dennoch wieder dazu trieb, die Streitaxt zu ergreifen, nimmt ihre Kraft doch mit jedem Jahre mehr und mehr ab.

Die gewaltigen, wildzerklüfteten Bighorn- und Rocky-Mountains hemmen hier den schnelleren Fortschritt der Kultur. Wohl bringen die Viehzüchter schon ihre Heerden in das Land; denn an Nahrung ist kein Mangel auf den weiten Prairien zwischen den Bergen; aber für des Farmers Pflug und Egge ist der steinige Boden nicht geschaffen, und deshalb hoffe ich hier meine Biber zu fangen, bis ich eines Tages zu den seligen Jagdgründen abfahre.“

Old Jack nickte mir nach kurzem Schweigen verschmitzt lächelnd zu. „Nun, was meint Ihr jetzt, Herr? War es ein Unglück, daß ich im Kriege mein Bein verlor? Wäre es nicht der Fall gewesen, dann hätte ich damals das Schicksal der vielen armen, von den Indianern gefangenen Weißen getheilt und wäre skalpirt oder langsam am Marterpfahl geröstet worden.“

„Ihr habt Recht,“ erwiederte ich und schüttelte dem munteren Alten die Hand. „Euer Erlebniß beweist am besten, daß es auch ein Glück im Unglück gibt, aber nicht Jeder hat den leichten Muth und den Humor, dergleichen von der heiteren Seite aufzufassen.“

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Bessere Heirathsaussichten, als heute, hatten die Mädchen früher, denn die Heirathen waren im Mittelalter viel häufiger als heutigen Tages und fanden meist in einem früheren Lebensalter statt. Ein Junggeselle konnte noch 1479 in Stuttgart nicht Rathsherr werden, und in manchen Zünften des Mittelalters galt die Regel, keinen Unverheiratheten als Meister aufzunehmen. Zwar wollte die Sitte, daß Wittwen „ein Jahr der Klage und des Leides" aushalten sollten, allein nach sechs bis acht Monaten heiratheten doch schon viele wieder. Daß Töchter schon mit vierzehn Jahren verheirathet wurden, war damals keine Seltenheit. Uebrigens legte man der Verlobung eine höhere Bedeutung bei, als der Hochzeit. Die Trauung war nur die kirchliche Bestätigung der Verlobung, welche das „Vollbringen und Beschließen" der Ehe genannt wurde. Die Verlobung, auch „Vertruwung" genannt, hatte drei bedeutsame Akte. Zuerst wurde die Verabredung über den Brautschatz getroffen, welchen der Mann seiner Braut zu geben hatte, und zugleich die Mitgift der Letzteren festgestellt. Zweitens erfolgte die förmliche Einwilligung des Vaters oder Vormundes und das Eheversprechen von Seiten des Freiers. Drittens fand in Gegenwart der Verwandten die Handreichung oder der Handschlag statt und, nachdem die Liebenden nochmals die Frage, ob sie einander heirathen wollten, bejaht hatten, erfolgte die Umarmung und der Brautkuß. Nach der Verlobung folgten gesellige Festlichkeiten, entweder im Hause der Braut oder auf dem Rathhause. Tänze und Trinkgelage bildeten neben den Schmausereien die Genüsse eines solchen Festes. Sie wurden bald so verschwenderisch, daß man sich genöthigt sah, die Zahl der Gäste, die Bestandtheile des Mahles und Trinkgelages gesetzlich festzustellen. In Ulm durfte man nur bis sechs Uhr Abends auf Kosten des Bräutigams zechen, nachher konnte es nur auf eigene Kosten geschehen. Das Hochzeitskleid war glänzend und kostbar, und es wurde zuletzt ein solcher Luxus damit getrieben, daß man dagegen Gesetze erlassen mußte. Aus welchen Stoffen das Brautkleid bestand, darüber sind nur sehr spärliche Mittheilungen bekannt geworden; es wurden leibfarbene, goldgelbe und schwarze Taffte erwähnt. Eine wichtige Ausstattung für die Braut am Tage des Kirchganges waren die Schuhe, die möglichst brillant und kostbar sein mußten. Braut und Bräutigam wurden getrennt durch Brautführer in die Kirche geleitet. Beim Zuge wurden die Glocken geläutet, und dafür mußte man dem Thürmer ein Viertel Wein geben. Dem Zug voran gingen Geiger, Lautenisten, Pfeifer und Trommler. Außer den Verwandten und Freunden war an einigen Orten die Zahl des Gefolges auf fünfzig festgesetzt. Nach vollzogener Einsegnung kehrte das Brautpaar in das Haus der Braut zurück. Dort folgte nun Schmaus, Spiel und Tanz, bis dann einer der Brautführer der jungen Braut den linken Schuh auszog und denselben einem oder dem anderen Junggesellen schenkte, welche an der Hochzeit theilgenommen hatten, wohl in dem Sinne, sich nunmehr bald selbst auf Freiers Füßen zu stellen. Für den anderen Morgen hielt der junge Eheherr schon nach germanischer Sitte ein Geschenk für seine Gattin bereit, welches die Morgengabe genannt wurde. Meistens waren es silberne Becher oder sonstige Kleinodien, oft von großem Werthe, so daß man zuletzt ein Maximum derselben festsetzte, in Frankfurt a. M. beispielsweise 25 Gulden. Der erste Gang der jungen Frau war in die Messe, begleitet von einigen Frauen und Männern. In volkreichen Städten, z. B. in Ulm, gab es im Jahre 1480 nur 24 alte „Jungfrauen"; wie viele mögen's wohl heute sein? [—dn—]

Ungleiche Brüder. — Christian Bach, ein Bruder des großen Meisters Sebastian Bach, war ebenfalls Musiker. Er komponirte schnell und leicht, freilich ohne Hervorragendes zu leisten. Sein Geld verthat er ebenso rasch, als er es gewann. Als man ihn über sein leichtsinniges Leben zur Rede stellte und ihm das Beispiel seines berühmten Bruders vorhielt, antwortete er: „Zwischen mir und meinem Bruder ist ein großer Unterschied. Ich komponire, um zu leben; er lebt, um zu komponiren." [C. L.]

Humoristisches.



Schreckliche Aussicht.

Frau (singt): O daß ich tausend Zungen hätte —
Mann (erschüttert): Um Gottes willen!



Vergebliche Mühe.

Denk Dir, Mensch, ick bin jestern beinah in janz Berlin rumjeloofen, um eenen Daler zu wechseln — denkste ick hatte eenen?

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 32.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 30:
Des Glückes Gefährte ist der Neid.

Buchstaben-Räthsel.

Ob du die Schritte lenkest
Zum Harze oder Rhein,
Es wird dir auf dem Wege
Wohl schon begegnet sein.
Es ist kein Freund der Arbeit,
D'rum sorgt die Polizei,
Daß weniger zu finden
In Stadt und Land es sei. —
Beraub' es seiner Füße,
So wird's die Donau sein;
Die Elbe ist's, die Weichsel,
Nicht minder auch der Rhein.

[E. Milius.]

Auflösung folgt in Nr. 32.

Logogriph.

Ich denk' an einen Wunderbau,
Wenn ich's mit **B** geschrieben schau';
Durch das mit **K** empfängst im Nu
Von fernen Lieben Kunde du!
Mit **F** es gerne dir erzählt
Geschichten aus der Märchenwelt!
Und nimmst du nun das Haupt ihm fort,
So ist es klar, es starb durch Mord.

Auflösung folgt in Nr. 32.

Auflösung von Nr. 30:
des Buchstaben-Räthsels: Baum, Raum, Saum, Zaum, Schaum.

Verlag der **Thorner Ostdeutschen Zeitung** (**M. Schirmer**) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.